

Mit einem Mikrobus ist Iluț vor zwei Tagen in Deutschland angekommen. Als er ein Postbankkonto eröffnet, fragt der Bankangestellte den als Übersetzer fungierenden Feldforscher und Mitautor dieser Zeilen: „Er ist so jung, warum will er nichts aus seinem Leben machen und noch eine Ausbildung anfangen?“ Iluț, der gerade 18 geworden ist, antwortet darauf: „Ich bin hier, um Geld zu verdienen. Hier wird man für seine Arbeit bezahlt.“ Genau deshalb, um etwas aus sich zu machen, ist er aus seinem ostrumänischen Dorf nach Deutschland aufgebrochen. Er hofft auf einen Verdienst von 100 Euro pro Tag und darauf, dass er nach fünf Jahren zurückkehren kann.

Wie Iluț, der wie alle anderen Arbeiter in diesem Text eigentlich anders heißt, kommen viele seiner künftigen Kollegen aus Ostrumänien. Dort blieben nach der rumänischen Revolution von den ehemals zahlreichen Arbeitsplätzen in Industrie und Landwirtschaft nur wenige erhalten. Mittlerweile liegt der Nettodurchschnittsverdienst im Kreis Suceava bei umgerechnet 600 Euro, der Nettomindestlohn bei knapp 400 Euro.

Es sind nicht nur die vergleichsweise hohen Löhne, die Jobs in Deutschland für diese Männer attraktiv machen. Bekannt sind ihnen auch die Netzwerke von rumänischen Arbeitern hier in der Gegend. Man hilft sich gegenseitig, das ist die Erwartung. Zur Erwartung gehört auch, dass die deutsche Arbeitswelt vom Leistungsprinzip bestimmt ist und Gesetze und Regeln respektiert werden. Darin gründet das Versprechen auf gute Arbeit in Deutschland.

Die Arbeit

Die Wirklichkeit im deutschen Baugewerbe sieht anders aus. Die Rumänen hier beschreiben sich bisweilen selbst als „Arbeitsklaven“. Sie unterliegen Arbeitsbedingungen, in denen die Ausbeutung System hat. Allenthalben begegnen wir Erzählungen von Lohn-diebstahl in erheblichem Umfang. Geleistete Arbeitsstunden werden oft nicht abgerechnet. Arbeiter werden durch falsche Meldungen an die SOKA-BAU gänzlich um ihr Urlaubsgeld betrogen. Andere werden noch während ihrer Tätigkeit auf dem Bau durch ihre Arbeitgeber von den Krankenkassen abgemeldet, die mitunter auch Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall verweigern und Arbeitsunfälle vertuschen. Arbeitsverträge umfassen häufig nur zwanzig Stunden wöchentlich, während die Arbeitszeit 55 Stunden und mehr beträgt. Der Arbeiter Remus kommentiert die Situation mit den Worten: „Ein Sklave ist jemand, der endlos viel arbeitet und nicht anerkannt wird.“

Gebaut wird bei fast jedem Wetter und unter Missachtung körperlicher Grenzen. Harte Arbeit gilt bei den rumänischen Arbeitern als Quelle der Wertschätzung und der Respektabilität. Sorin, Iluțs Vater, zeigt stolz das Verkaufsgebäude einer milliardenschweren französischen Luxusmarke:

„Wir haben es gebaut, im Regen gearbeitet und in der Hitze. Im Sommer war es so heiß, dass man nicht arbeiten konnte. Es gab Leute, die wir raustragen mussten, weil sie ohnmächtig wurden; so haben wir gearbeitet. Mit dem Haus sind wir ein halbes Jahr früher als geplant fertig gewesen.“

Der Facharbeiter mit jahrzehntelanger Arbeitserfahrung erhielt 11,50 Euro netto pro Stunde, große Teile davon bar auf die Hand. Wie schätzt er es rückblickend ein?

„Wir wussten nicht, für wen wir bauen, für uns war es ein Bauwerk. Es sieht aus, als hätten wir unsere Arbeit gut gemacht. Es ist nicht die Schuld des Besitzers. Aber in diesen Ketten von Generalunternehmen und Subunternehmen gibt es eine Schwachstelle, die es einigen dieser Räuber erlaubt, von dem Geld zu stehlen, das normalerweise denen gehört, die arbeiten.“

Im Dickicht der Unternehmensketten ist es für die Arbeiter schwer erkennbar, für wen und was sie bauen. Einerseits arbeiten sie voller Stolz, haben gute Arbeit als Herausforderung verinnerlicht. Andererseits sehen sie sich um einen erheblichen Teil ihres Lohnes gebracht und begreifen sich als Ausbeutete.

Vom falschen Versprechen guter Arbeit

Tausende rumänische Arbeiter bauen unter miserablen Bedingungen an der Zukunft Deutschlands. Ein Projekt am Institut für Sozialforschung in Frankfurt begleitet einige der Wanderarbeiter.

Von Christian Sperneac-Wolfer und Ferdinand Sutterlüty



Zuerst zwicken Rücken und Knie, dann kommen die Bandscheibenvorfälle: Bauarbeiten im Zentrum von Frankfurt.

Fotos Frank Röth

Der Druck

Auch Ionels Tätigkeit bei der Sanierung von Wohnungen ist hart und unterbezahlt. Als er mit einem Kollegen Balkone demontiert und auf Drängen des Chefs gleichzeitig ein Stockwerk tiefer arbeitet, trifft ihn ein kiloschwerer Block. Ionel überlebt nur knapp. Er erinnert sich an den Stress auf der Baustelle:

„Nur Mittagspause und Kaffeepause. Das war's. Keine Pausen. Man kann keine Pause machen. Du rauchst, aber mit der Zigarette im Mund, und fuchtelst mit den Händen, du machst die Arbeit.“

Kaum schweift der Blick über die Fassade, taucht schon der Chef auf und rum-

pelt: „Warum arbeitest du nicht?“ Auf vielen Baustellen schallt es beständig: „Schneller, schneller!“ Für Mircea werden hier Grenzen überschritten: „Auch ein Mensch braucht mal eine Pause, er ist keine Maschine, kein Roboter. Selbst eine Maschine läuft nicht die ganze Zeit, selbst sie braucht eine Pause, in der sie inspiert wird.“

Diese Arbeit erschöpft den Körper. Zuerst zwicken Rücken und Knie, dann kommen die Bandscheibenvorfälle. Bei manchen schädigen die abendlichen Bierre im weiteren Verlauf Leber und Niere.

Der Druck lastet auch auf dem Material. Beton ist eine Mischung aus Zement, Wasser und Gestein, die in Verbindung mit Stahl enorme Zug- wie Druckkräfte aushält. Erreicht wird die Belastbarkeit jedoch nur, wenn alle Komponenten fachgerecht verarbeitet, verdichtet und ausgehärtet sind. Dieser Prozess ist zeit- aufwendig und komplex; die Arbeiter betrachten ihn als eine Kunst.

Ionel berichtet von seinem Chef: „Er beschleunigt den Aushärtungsprozess der Materialien, indem er zu uns sagt: ‚Kommt, macht schnell, das reicht schon, macht weiter!‘, obwohl es normalerweise eine eigene Aushärtungszeit gibt und man erst das Bauteil macht und dann das zweite Bauteil.“ Ein fahrlässiger Umgang mit dem Baumaterial, der sich auf die Belastbarkeit des Produkts auswirkt, verletzt das Ethos guter Arbeit, das sich die rumänischen Bauarbeiter vorgenommen haben.

Das Rattenloch

Die Konstrukteure von Kindergärten, Wohnhäusern und Einkaufsstrassen wohnen in miserablen Unterkünften, die sie „Rattenloch“ oder „Dschungel“ nennen. In einer dieser Behausungen teilen sich drei bis vier Männer ein Zimmer. Auf ein Bad oder eine Küche kommen 30 bis 60 Männer. Es gibt Ungeziefer und in manchen Ecken Schwarzsimmel. Die stetig steigende Monatsmiete liegt bei 340 Euro pro Person. Bezahlt wird in bar, eine Quittung gibt es nur auf Nachfrage.

Trotzdem ziehen viele Arbeiter diese Unterkunft den Firmenwohnungen vor, in denen ein Konflikt mit dem Arbeitgeber schnell in die Obdachlosigkeit führen kann. Im „Rattenloch“ hingegen wird nur obdachlos, wer die Miete nicht mehr bezahlt. Die so gewonnene Mobilität nutzen die Beschäftigten, um von einer Arbeitsstelle zu einer besseren zu wechseln.

Das Ende

Um die 150 Euro kostet eine Mikrobusfahrt bis in den Osten Rumäniens. Bein an Bein für 26 Stunden sitzen auf einer dieser Fahrten unter anderen zwei Bauarbeiter, eine 24-Stunden-Pflegerin, einer der Autoren dieses Beitrags sowie Adrian, der beste Freund von Iluțs Vater. Im Bus reisen zudem mit: das verdiente Geld, die Krankheiten sowie ein Kofferraum voll mit Waren. Auf der Fahrt wird zwischen lustigen Anekdoten und dramatischen Berichten von Arbeitserfahrungen abgewechselt. Auch Warnungen sind zu hören, etwa vor bestimmten Arbeitgebern oder dem Automaten Glücksspiel.

Der Bus arbeitet schwer auf der Nationalstraße in den Karpatenausläufern der Bukowina. Die Flanken der Berge gehen von dichter Bewaldung über in von Zäunen durchzogene Wiesen. In dieser Idylle hat die Arbeitsmigration ihre Spuren hinterlassen. Ein Arbeiter klagt in die Stille der Fahrt: „Auch hier ist alles kaputt. Früher waren die Wiesen voller Schafe, Kühe und Hühner. Heute hält niemand mehr Tiere. Die Jungen sind im Ausland zur Arbeit, die Übrigen sind alt geworden.“

Bei der Ankunft braucht Adrian Hilfe beim Aussteigen. Er hat eine schwere Nervenerkrankung bekommen, nachdem er mehrere Bandscheibenvorfälle hatte. Nach zwanzig Jahren Arbeit in Teilzeitverträgen stehen ihm keine nennenswerten Ansprüche auf Sozialleistungen oder Rente zu. Zwar konnte er für sich und seine Familie ein eigenes Haus bauen, aber der Preis dafür war viel zu hoch, wie sich jetzt zeigt. Bald wird jemand anderes seinen leeren Platz auf dem Weg zur ‚guten‘ Arbeit in Deutschland einnehmen.

Christian Sperneac-Wolfer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung, **Ferdinand Sutterlüty** ist Professor für Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt.